

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 105 (1979)  
**Heft:** 45

**Illustration:** "Ich und Feministin? [...]"  
**Autor:** Handelsman, John Bernard

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

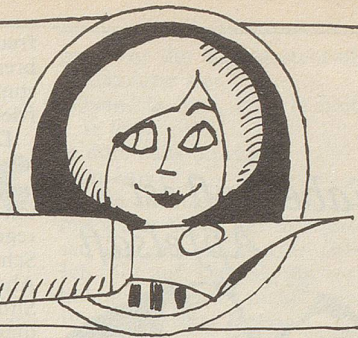
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Seite der Frau



## Der Kulturschock

«Wenn Sie nichts vorhaben, dann essen Sie doch mit uns!» forderte mich die freundliche Inderin auf. Wir standen vor dem Kino, in dem wir uns im Kreise ihrer Landsleute einen indisch gesprochenen Film (ohne Untertitel!) angesehen hatten. Ich blickte auf die dunklen Menschen ringsum, sah bläulich-schwarzes Haar und bunte Saris, nahm ein Stimmengewirr wahr und verstand kein Wort. Kaum zu glauben, dass ich mich in meiner «eigenen» Stadt befand! Eigentlich hätte ich schon genug zu verdauen gehabt, aber die Neugier brannte; ich nahm die Einladung an.

Ein zigeunerhaft aussehender Mann chauffierte uns an den Rand der Stadt, wo 18stöckige Betonklötze in den Himmel ragen. In einen solchen Klotz folgte ich meiner Gastgeberin, ihrer Familie und ihren Freunden, bis in den 6. Stock.

Hier sass ich nun inmitten fremder, brauner Männer, die mir gegenüber irgendwie gleichgültig schienen. Die Frauen hantierten in der Küche. Mein schüchternes Angebot, ihnen zu helfen, lehnten sie dankend ab. In der Tat, wie hätte ich ihnen nützlich sein können – hier wur-

den sichtlich exotische Gerichte zubereitet! Schliesslich richtete einer der Männer doch das Wort an mich. Wir redeten über Gott und die Welt, über Idi Amin und die Ausweisung der Uganda-Asiaten, denn um solche handelte es sich hier.

Nachdem die Kinder gegessen hatten, wurde ich mit den Männern an den Tisch gebeten. Schüsseln mit Reis, Fleisch und verschiedenen Saucen wurden aufgetragen. Verdutzt schaute ich auf die Gedecke, wo Messer und Gabeln fehlten. Die werden doch nicht..., dachte ich entsetzt. Doch, genau! Von dem neben jedem Teller liegenden Fladenbrot (einer Art Omelette) zupften sie ein Stück ab und formten es zu einem Werkzeug, mit dem sie die Speise aufnahmen; dann führten sie das Ganze elegant zum Munde. Die Hausfrau hatte meine Gedanken erraten und reichte mir verständnisvoll ein Besteck. Der alte Onkel, der kein Englisch sprach, lachte und bedeutete mir mit Gesten, dass er des Essens mit Messer und Gabel unkundig sei. Die Frauen kamen an die Küchentür, schauten mir interessiert zu und erkundigten sich besorgt, ob das Gekochte auch nicht zu scharf sei für meinen schweizerischen Gaumen. Es hielt sich aber im Rahmen – ausser dem Chili, den ich mit einem Glas voll gesalzenen und

verdünnten Joghurts hinunterspülte.

Als sich die Männer und der Gast satt gegessen hatten, kamen endlich auch die dienstbaren Geister an die Reihe, indes die zwölfjährige Tochter in der Küche bereits die Teller wusch.

Nachher sassen wir im Wohnzimmer beisammen: achtzehn Personen, worunter ich die einzige Weisse. Aus dem Fernsehen erklang ein Signet. «Oh, Häidi!» rief der vierjährige Ali entzückt und rückte dicht an die Flimmerkiste heran, um ja nichts von dem grässlichen japanischen, deutsch synchronisierten Trickfilm zu verpassen, der da unter dem Titel «Heidi» auf die unwissenden Zuschauer losgelassen wurde.

Auf einmal fühlte ich mich grenzenlos allein. Hatte man mich vordem noch ins Gespräch einbezogen, so wurde jetzt ganz auf die heimatliche Sprache umgestellt. Alle lachten und schwatzten durcheinander. Vergessen sass ich in meiner Sofa-Ecke. Ich war überflüssig.

Also empfahl ich mich. Die Frauen begleiteten mich an die Tür, lächelten und winkten mir mit hennabemalten Händen nach. Draussen atmete ich auf, lief durch den ganzen Ort, dann dem Waldrand entlang in die Stadt. Die Spannung liess erst nach, als ich zu Hause angelangt war. Ich

hatte eine Art Kulturschock erlitten. Einen ganz kleinen nur, doch der genügte, um zum Nachdenken anzuregen.

Wie muss es einem Menschen zumute sein, der nicht nur für ein paar Stunden, in seiner Heimat, sondern in einem fremden Land, Tag für Tag, konfrontiert wird mit Leuten, deren Wesen ihm undurchsichtig erscheint, deren Sprache er nicht versteht, deren Sitten, Bräuche und Gesetze ihm ein Buch mit sieben Siegeln sind? Wie, wenn sein Magen gegen das ungewohnte Essen rebelliert? Wenn ihm eine Art von Wohnen aufgezwungen wird, die ihm nicht entspricht? Wie, wenn es keinen Ort gibt, wo man Gottesdienste in seiner Religion abhält, die ihm unter Umständen viel bedeutet? Ganz zu schweigen von der Hektik am Arbeitsplatz, der er sich anzupassen hat, der Technik und Automation, die ihn überall umgibt. Was geht in einem Menschen vor, dessen Brücken hinter ihm zerstört sind, für den es keine Rückkehr gibt an jenen Ort, wo er seine Wurzeln hat?

Vielleicht erinnern Sie sich irgendeinmal an diese Geschichte. Zum Beispiel dann, wenn Sie hierzulande einem braunen, schwarzen oder gelben Menschen begegnen. Oder auch «nur» einem Gastarbeiter aus Europas Süden.

Annemarie A.



«Ich und Feministin? Ich stelle nur fest, dass das Essen miserabel ist, und möchte wissen, ob der Koch ein Mann war!»

## Die Gebrauchsanweisung

Bald gibt es über jedes Tier ein Buch mit genauer Pflegeanleitung. Was bisher fehlte, war ein Ratgeber für die Haltung von Menschen. – Hier ist er.

Anschaffung: Am besten erwirbt man sich ein möglichst junges Menschlein, damit es gut erziehbar ist. Allerdings nützt auch die grösste Hingabe und Zärtlichkeit nichts – von einem gewissen Alter an wird es sich nicht mehr wiegen lassen wollen, plötzlich die Füsse unartig auf den Tisch legen und nachts verschwinden, um auf Beutezug nach Artgenossen zu gehen.

Nahrung: Die Fütterung gestaltet sich, im Unterschied zu derjenigen der Meerschweinchen, äusserst kompliziert. Flüssigkeit sollte das Menschlein stets in

Reichweite haben. Wenn es Wasser ausschlägt, heisst das auf keinen Fall, dass es nicht durstig ist, sondern eher, dass es Coca-Cola oder Cognac vorziehen würde. Junge Exemplare essen Brei und gekochtes Gemüse, ältere eher Fleisch und Salat. Ihr Menschlein soll Ihnen anhand der TV-Spots zeigen, was es am liebsten hat. Erschrecken Sie bitte nicht, wenn es auf einen Mercedes zeigt...

Haltung: Anders als andern Tieren, genügt ihm ein kleiner Platz nicht. Sehr oft ist es auch mit einer 3-Zimmer-Wohnung nicht zufrieden und möchte gar ein ganzes Haus für sich haben. Achtung: Wer nicht über kräftige Finanzen verfügt, sollte vom Erwerb eines Menschenkindes unbedingt absehen.

Sonderteil «Besser verstehen lernen»: An der Art, wie Sie Ihr Menschlein begrüsst, können Sie